

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1928

225 (26.9.1928) Die Mußestunde

Die Klüßestunde

Zur Unterhaltung und Belehrung

39. Woche 48. Jahrgang Unterhaltungsbeilage des Volksfreund Karlsruhe, 26. Sept. 1928

In Australien veranfaßten Sportlerinnen mit einem der besten Rennpferde des Landes herzuwachen. Auch als Hochspringer sind manche Säugtiere sehr leistungsfähig, vor allem das Pferd, dessen Sprungkraft durch Übung bis über 2½ Meter Höhe gesteigert werden kann. Als ausgezeichnete Naturhochspringer sind jedoch in erster Linie wieder der Löwe und der Springschakal zu nennen, die 3 Meter hoch springen, und das Kanguruh, das über 2 Meter hoch zu springen vermag.

Verlassene Heerstraßen künftige Automobilstraßen! Da steht mitten im Felde oder am Waldestrande, an einem einsamen stillen Wege ein hochragender Obelisk. Was mag der alte verwitterte Stein bedeuten? Du gehst näher und siehst zu deinem großen Erstaunen: bis zu einer weitentlegenen Stadt foundivertel Meilen, bis zu einer anderen so viele. — Warum sollen das die Fuhrleute der Adler- und Holzwagen wissen, die hier manchmal vorbeikommen? Soweit wollen die doch alle niemals fahren, und Automobile können die schmale sandige Straße unmöglich benutzen. Das alte Steinzeichen ist ein Ueberbleibsel aus vergangenen Zeiten, wo an ihm noch eine weisheitsvolle Heerstraße vorüberführte. Damals war die Straße breit. Auch über die jetzt wohlbestellten Acker ging der lebhafteste Verkehr der großen Mannwagen, der Reiter und Säumiere. Wie zermüht mag damals die Erde weit und breit gewesen sein! Wie tief mögen bei Regenwetter die Wealäger da gelegen und den Verkehr gehindert haben. Von manchen Schweiß-tropfen auch garstigen Fluchworten in Menge könnte der Stein erzählen, wenn er reden könnte. Jetzt sitzen um ihn herum die Leichen. Mehr Hagen und Hebe kommen an ihm vorüber als Menschen und Pferde. Die neuen Chausseen und die Eisenbahn haben die alte völkerverbindende Heerstraße verdrängen lassen, die einst deutsche Auswandererzüge und bewaffnete Heerhaufen wie den Handel früherer Jahrhunderte sah. Jetzt ist alles in einen Dornröschenschlaf verfallen. Vielleicht kommt einmal wieder der Prinz, der sie weckt. Die alten Verkehrswege gewinnen wohl noch einmal Bedeutung für die Neuanlage von Automobilstraßen. Das wird in der Zukunft nicht ausbleiben. Dann werden die Gefährte einer neuen Zeit wieder an dem alten verlassenen Obelisk vorbeifahren als wären die dazwischen liegenden Jahrhunderte nicht gewesen.

Literatur

Für Väterverständnis. Aus dem rührigen Verlag S. Werner in Regt liegen und einige Publikationen vor, auf die man die politische Links gerichteten Kreise aufmerksam machen darf. Der Verleger, Prof. Dr. S. Werner, der zugleich der Verfasser seiner zahlreichen Verlagsobjekte ist, hat sich zuerst bekannt und verdient gemacht durch seine „Kleine Zeitung“, die er in den Dienst der Väterverständnis, namentlich der deutsch-französischen Annäherung stellte. Man muß dem Autor nachrühmen, daß er ein besonderes Geschick erweist in der Auswahl eines geeigneten Materials für seine kleinen Propagandabroschüren, wie „Gedächtnis aus über Front“, „Gedächtnis für Unterricht und Erziehung“ u. a. seine reiche Kenntnis der französischen und deutschen Literatur kommen ihm dabei wohl zustatten, auch versteht er es, fremdsprachlichen Stoff durch treffliche Uebersetzungen den deutschen Lesern zugänglich zu machen. Auch in den „Gedächtnis eines Vortragszwecks“ (Schillerjahr) oder ähnlichen Veranlassungen. Der gewinne Umgang und der niedrige Preis erleichtern auch dem Einzelnen die Anschaffung der Hefte, denen wir im Interesse der guten Idee, in deren Dienst sie stehen, die weiteste Verbreitung wünschen.

Wer registriert die Welt? Ein Versuch zur Lösung des Weltproblems von Doemann. Gebunden 2,25 M. Verlag Theodor Thomas in Leipzig. — Ein neuer Versuch unter den vielen tausenden, die Welt zu lösen! So weit es menschlich möglich ist, wurde streng wissenschaftlich vorgegangen. Wie aber alle diese Versuche kommt der Verfasser auch an Grenzen, wo die Hypothese und die Vermutung treten muß. Das Buch regt zum Nachdenken an, kann deshalb allen Lesern empfohlen werden, die sich mit Weltanschauungsfragen abgeben.

Wilde, Charakter, Persönlichkeit. Eine Mappe mit fünf Vedrücken. Grundriss-Verlag in Lubers. Preis für die Mappe 1,50 M. — Junge Leute um die zwanziger herum können aus diesen Bildern für die Weiterentwicklung ihres Willens sehr viel lernen. Es wird hier in schillernder Form geboten, was in manchen Büchern mit ähnlichen auch geboten wird. Es ist also grundsätzlich nichts Neues.

„Der Wäckerwurm“. Eine Monatschrift für Wäckerfreunde. Einhorn-Verlag, München. Jährlich 10 Hefte, 3,00 M. — Leopold Ziegler als Zeher und Wäcker zu einem erneuerten, vertieften Deutschtum der Zukunft gilt der von Bruno Gily geleitete Hauptaufsatz im Septemberheft des „Wäckerwurms“ wichtige grundlegende Bedeutung das Lebensschaffen dieses Zeher's für die Herstellung einer neuen, innerlichen geordneten Führerschaft gewinnend, wird an Hand von Ziegler's „Magna Charta einer Schule“ dargestellt. — Die Eigenart germanisch-deutscher Empfindens erhalten zwei kurze Aufsätze über „Alteutsche Kulturbücher“ und die „Wäcker-Welt“. In die aktuelle Probleme der Gegenwart führt der Artikel „Zeltwoende in der Wäcker“, von Armin Knab, dem bekannten Musikforscher und Tonkünstler. — Unter den Wäcker ist die dichterisch bedeutende „Adoswanderung“ aus Franz Spindas neuem Werte besonders hervorzuheben. — Reicher Bilderreichtum, ausführliche Listen neuer Bücher und zahlreiche, knapp und wesentlich gefasste Buchbesprechungen bilden einen weiteren Vorzug des Heftes. Wo.

Die violette Welt. Unter diesem rätselhaften Titel erscheinen seit kurzem Schrecksberichte aus Indien. Man denkt unwillkürlich an Mörkris „violette Welt“. Inbessen handelt es sich nicht um eine phantastische Geschichte, sondern um eine Wasserpflanze, die sich in Indien häufig bezaugt hat. — Unter den Wäcker ist die dichterisch bedeutende „Adoswanderung“ aus Franz Spindas neuem Werte besonders hervorzuheben. — Reicher Bilderreichtum, ausführliche Listen neuer Bücher und zahlreiche, knapp und wesentlich gefasste Buchbesprechungen bilden einen weiteren Vorzug des Heftes. Wo.

Der Baumwetterdienst für die Zugvögel so lautet das zeitgemäße Titelbild der Nr. 39 der „Baumwetterdienst für Zugvögel“, Neben

dem ausgedehnten offiziellen Programm der Stuttgarter-Vögelwetterdienst bietet die vorliegende Nummer eine Fülle von Interessantem und Wissenswertem. Trotz ihrer Reichhaltigkeit ist der Preis der „Baumwetterdienst“ nicht gering, sondern kostet noch wie vor einschließlich Zustellung durch die Post 86 Pfennig. Diese enthält die allgemeine berufliche Vertretung der Interessenten der Vögelwetterdienst, und der Verlag Wilhelm Bergel, Stuttgart, Reinsburgstraße 14 ist jederzeit bereit, verlangte Probenummern kostenlos abzugeben.

Käffelecke

Scherz-Aufgabe

Aus den Buchstaben der Vor- und Zunamen auf nachstehenden Bijutentarien läßt sich je ein Wort bilden, das den Beruf der Karteninhaber angibt.

Emil Hufers

Ernst Walsch

Rätsel

Es läßt mit bläulichem Glanze
Im Sommer das nützliche Gerä.
Den Kopf ihm weggenommen,
Flugs kommts daher nachkommen,
Run fort so Kopf und Fuß;
Ein darger Klau-Graus.

Käffelauslösungen

Beizervild. Man stelle das Bild auf den Kopf. Die Bodenseite des Bildes bildet die Rückenlinie des Mannes.

Reimersäunungsrästel. In jedes Haus, wo Liebe wohnt, da scheint hinein auch Sonn und Mond, und ist es noch so ärmlich klein, Es kommt der Frühling doch hinein. (Hoffmann von Fallersleben)

Richtige Lösungen sandten ein: Ga. Armbruster, Friedr. Kischko, Karlsruhe.

Kund um den Ladentisch

(Lustige Anekdoten)

Ein fremder Herr geht in ein Dresdener Geschäft, um einen Kamm zu kaufen. Fragt die Verkäuferin: „Nu wie d'nn — 'en Kamm zum Gamm'n oder 'an Gamm bloß so?“ — „Der Herr weiß nicht den feiner Unterschied, ist aber neugierig, was wohl „en Gamm bloß so“ sei und verlangt einen solchen. Die Verkäuferin legt ihm eine Auswahl Schilbaltämme vor, wie ihn die Damen als Haar schmuck tragen — und vor allem tragen. Da verlangte der Herr entsetzt doch lieber einen „Kamm zum Gamm'n“ und die Verkäuferin packte resigniert ihre Sachen weg, indem sie sagte: „Das hab ich mir doch gleich gedacht!“

Der selbe Herr bestellte den Tag in einer Gaststätte ein Menu, das aber, ihm ankam, der zum Kalbschnitzel gehörigen Bratartoffeln sein lieber Salatartoffeln zu bringen.

Der Kellner sagt ganz ruhig: „Ne. — Der Gast: Wieso denn „nee?“ — Der Ober: Dorf'n m' nich. — Der Gast: Dürfen Sie nicht?! — Der Ober: Ne. Der Gast: Bitte — Sie verstehen mich nur nicht. Ich möchte nur statt der üblichen Bratartoffeln, Salatartoffeln zum Schnitzel. — Der Ober: Weß schon, — der'n mer ähm nicht! — Der Gast immer noch sehr ruhig: Bitte — geben Sie doch einmal in die Küche und sagen Sie einfach, unter den Gästen sei ein Geisteskranke, der durchaus Salatartoffeln zum Schnitzel haben möchte.“

Der Ober erlänzt, er scheint selbst Spas am Ausgang dieser Sache zu haben, also sagt er gepannt: „Nu — laag'n gann ich's ja und geht ab. Nach einer Weile kommt er wieder, strahlend über das ganze Gesicht: „Ich hab's ja gesagt, — m'r der'n nich!! — Der Gast geht auf und soll heute noch darüber nachgrübeln, warum je nu nich der'n.“

Die Verkäuferin in dem großen Modenhaus saß seit genau einer Stunde der Dame hüte vor, ohne zu einem Ziel zu kommen. Zeigte sie fertiggarmierte Hüte, dann wollte die Dame Formen haben, zeigte sie Formen, begehrte sie nach Kappen, Mützen. Die Verkäuferin hatte wirklich eine wundervolle Geduld, wie sich das auch gehört, im Service-Zeltarter. Wenn sie aber schließlich hoffte, — jetzt, jetzt werde sich die Dame entscheiden, legte sie zu allem Anlaß noch der Mann ins Mittel: „Der Hut steht dir nicht, mein Engel, der Hut gefällt mir nicht, mein Engel... Schließlich — der Verkäuferin wurde heiß und kalt und ihre Geduld platzte: die würden ja doch nichts kaufen. „Ach, anädiae Frau“, sagte sie zuckersüß, „Sie suchen vielleicht — einen Heiligschein: Heiligscheine führen wir aber garnicht...!“

In einem Manufakturwarengeschäft einer Landstadt erscheint ein Bäuerlein mit dem Vorgeben, für seine Frau Einkäufe machen zu wollen. Er soll so einen Stoff mitbringen, einen mit schwebigen Namen, den er vergessen hat. Der Bauer stimmt hin und her, unterbrochen nur von den höflichen Fragen des Verkäufers: „Soll es vielleicht Satin sein, oder Coliene, Gabardine, Wopelene...?“ — „Nä!“ sagt der Bauer immer wieder. Schließlich dämmert es von fern im Gehirn. „S — et war so was wie krepiertes Srien, häd'n je so was...?“

Verantwortlicher Schriftleiter: Redakteur S. Winter, Karlsruhe.

Zement

Früh am Morgen krallen schon die Schiffe:
Kalkstein Brennt sich aus dem Berg.
Blitz und Steine tauschen feurige Klüße —
Abwärts steht der Kausch, der kleine Zwerge.

Run die Seilbahn, Stein wird schnell verladen:
Bandert von dem Bruch her zur Fabrik.
Riesige Ofen werden diesen Stein in Feuer baden
Schon gegeben — Stein gibt sich gebrannt zurück.

Mühle, Mühle — immer: Mühle mahle —
Mühle mahlt bei Tage und bei Nacht:
Graumeiß fliehet die Frucht, ganz ohne Schale:
Fertig der Zement, der Wandel ist vollbracht.

Unternehmer rechnet Dividende:
Sechs und acht und zehn Prozent.
Die Proleten aber, grau wie graue Wände —
Wissen nur wie's Feuer brennt.

Eingeladelt als Handelsware
Kofft das Graumeiß dann in alle Welt.
Neue Städte, wunderbare
Bauten: die Zement zusammenhält!

Lacht auf allen Städten rote Fahnen wehen,
Denn aus Schweiß und Blut sind sie gebaut.
Wie im Sturmwind sich die Fahnen blähen,
Und der Blitz tanzt mit der Donnerbraut.

Max Dortu.

Der geliehene Ueberzieher

Erzählung von Viktor Katski.

Einmal, es war schon gegen Ende des Herbstes, begleitete ich während der Nacht einen guten Freund nach Hause, der am Donauquai wohnte. Ein feiner, kalter Regenschauer ging nieder, drang tief in die Kleider ein, rutschte am Galle herein, frach sich in unsere Hälften ein, und war im ganzen viel unangenehmer als ein ankündigender, gewöhnlicher Gukregen. Solange wir durch die schmalen Straßen der Stadt an den Häusern vorübergingen, war dieser Zustand noch halbwegs zu ertragen. Wir blieben unter vorpringenden Balkonen und großen Firmentafeln für einen Augenblick stehen, damit wir das Wasser nicht so zu spüren bekamen, das unsichtbar auf unser Gesicht herabrieselte. Es machte auf uns den Eindruck, als ob wir gegen Spinweben aus Eisfäden in den alten, verlassenen, volkreieren Gassen einer Stadt ankämen mühten. Doch sobald wir auf den eigentlichen Donauquai kamen, wehten uns vom Norden her, von der Richtung des Gils-Baba Grabmales, heftige Windstürme entgegen und legten die beiden Ufer rein. Der aufgewühlte Strom schleuderte seine Wellen hin und her und die Ketten der großen Brücke raselten laut. Wir zogen unsere Ueberzieher fester zusammen und gelangten vor das Haus. Meine Zähne bebannan zu klappern.

Während wir auf den Hausmeister warteten, blühte mich mein Freund an und sprach:

„Dir ist kalt!“
„Seh!“
„Schlaf bei mir!“
„Ich kann nicht, ich hab in der Früh dabei zu tun!“
„Dann sieh dir wenigstens meinen Ueberzieher an, er ist viel wärmer!“

Wahrhaftig, es war ein sehr schöner Ueberzieher. Lichtgelbe Streifen auf braunem Grunde. Er fiel bis zu den Knöcheln herunter und sah wie angezogen am Körper. Wie ich ihn nur anschaute, war mir nicht mehr so kalt.

„Mir ist es egal!“
Und so tauschten wir also draußen vor der Haustüre unsere Ueberzieher aus.

„Bist mir auf ihn auf. Ich hab ihn mir erst zum Frühjahrs machen lassen! Serous!“ Wir winkten einander noch rasch zu und ich freute mich schon darauf, wieder in die schmalen Gassen zu kommen. Nur vom weitem hörte ich noch durch den Strom den Wind herüberjammern.

Wahrhaftig, es war ein viel besserer Rod als der meinige. Der meinige war klein und dünn, ein kurzer Sportüberzieher, der sich so eng an den Körper anlehnte, die Schlankheit des Leibes schön abzeichnet, alle Tugenden besaß, nur nicht die, zu wärmen. Die armen Bettelstudenten der juristischen Fakultät blieben solche Kleidungsstücke zu tragen, natürlich nur im Winter.

Ich eilte schnell nach Hause, im Wohnzimmer hängte ich den nassen Ueberzieher auf einen Haken auf und dann war ich glücklich, daß ich ins Bett kam.

Am nächsten Morgen erzählte mir meine Frau, daß in der Nacht alles selbsterleuchtet sei. Dann sollte sie meinen Winterrod aus dem Kasten hervor, damit ich mir jetzt diesen anziehen sollte. Es würde jetzt so besser sein.

Nachmittags traf ich meinen Freund im Klub. Wir trugen beide Winterrode. „Ich werde dir deinen Winterrod aus dir in die Wohnung jenden“, sagte ich. „Es eilt nicht. Zuweilen ist über Nacht der Winter gekommen. Ich denke, daß ich ihn bis zum Frühjahrs nicht brauchen werde.“

„Ich vergaß binnen ein paar Tagen die ganze Sache. Einmal, während des Mittagessens, sagte meine Frau zu mir: „Hast du mit deinem Schneider gesprochen?“

„Warum denn?“
„Daß er wegen deines Winterrodes kommt. Er weiß doch, daß wir ihn wenden lassen wollen. Er ist schon sehr schadhaft.“

„Selbstverständlich habe ich es ihm gesagt. Es ist mir unverständlich, daß er sich so veripädet hat.“

Das Stubenmädchen, das gerade die Brotsauce auf das Tisch Tuch geschüttelt hatte, sagte jetzt:

„Der Schneider ist gestern hier gewesen.“
„Und was haben Sie ihm gesagt?“
„Nichts habe ich ihm gesagt, ich habe ihm den Rod gegeben.“
„Welchen Rod denn?“

„Na, den, der im Wohnzimmer hing.“
„Mir ahnte nichts Gutes.“ „Unglückliche, was haben Sie da an gestellt?“

„Bitte schon, die Gnädige hat gesagt, sie wird den Rod des gnädigen Herrn ins Wohnzimmer hinaushängen und wenn der Schneider in der Früh kommt, soll ich ihm ihn geben.“

„Und ist der Schneider in der Früh gekommen?“
„Ja, am folgenden Morgen war er hier, als der gnädige Herr so spät nach Hause kam.“

(Wäre lieber der Schneider so spät nach Hause gekommen!)
„Was ist geschehen?“ fragte meine Gattin ängstlich.

„Was geschehen ist? Das ist geschehen, daß Ladislaus funktionsfähiger Ueberrod dem Schneider übergeben wurde, der ihn wenden soll.“

„Jesus, geh sofort zum Schneider! Jeder Schneider ist langsam!“
Diese Tatsache bezieht sich nicht auf alle Funktionen eines Schneiberlebens, denn beim Präsentieren von Regnungen sind sie beispielsweise sehr rasch am Werke, trotzdem beate ich noch Hoffnung.

Der Schneider empfing mich sehr freundlich mit vielen Kräftchen und rebete mich mit einigen „Gnädiger Herr“ an. Dies alles machte auf mich den besten Eindruck, da ich daraus entnahm, daß er mit seiner Arbeit noch nicht besonnen hatte.

„Nun Herr Horváth, wie steht es denn mit unserer Arbeit?“
„Der anädiae Herr werden mit mir zufrieden sein.“

„Ich werde zufrieden sein? Das heißt also, daß Sie noch nicht einmal angefangen haben?“ „sagte ich zuversichtlich.“

„Ob, ganz im Gegenteil! Stephan! Bring den angewendeten dunkelblauen Ueberzieher!“

„Ach, den dunkelblauen Ueberzieher! Ich merkte schon, daß es den Ueberrod meines Freundes Ladislaus mit einem anderen Kleidungsstück verwechselte. Stephan brachte im nächsten Augenblick einen eleganten, dunkelblauen Ueberzieher und legte ihn auf das Pult.“

„Bitte sehr!“
„Das ist ja nicht der meine, Herr Horváth, der meine war braun mit gelben Streifen.“

„Sawohl, auf der Außenseite, aber auf der Rückseite steht er so aus.“
„Ich hab mir die Innenseite an: Es war der Ueberrod. Am Himmelswillen, wie soll ich jetzt einen blauen Ueberzieher statt eines gelbgestreiften zurückgeben! Ich war nicht wenig beflört.“

„Die alte Farbe war hübscher“, sagte ich niedergeschlagen.
„Es ist dies ganz meine Meinung“, erwiderte Herr Horváth.
„Es hat mich wahrhaftig verwundert, daß Sie ihn wenden ließen.“

sumat die Außenwelt noch so schön war, daß es durchaus überflüssig schien. Aber er ist auch so schön.

„Wissen Sie was, Herr Doktor, lassen Sie einen hübschen Krug an diesen Ueberzieher und schicken Sie mir ihn dann nach Hause.“

„Einen Krug auf einen Ueberzieher? Das ist mir in meiner Schneiderpraxis bisher noch nicht vorgekommen.“

„Aber ich möchte es und Sie werden es also machen, ja?“

„Der Wunsch einer Kundin ist für den Gewerbetreibenden gleichbedeutend mit einem Befehl!“

Ein paar Stunden später befand sich der Ueberzieher dabei, und ich besahe ein nettes Stämmchen für die Arbeit. Mein Winterrock aber war noch genau so schön wie vorher.

„Also setzte ich mich nieder und schrieb meinem Freunde einen Brief folgenden Wortlautes: „

„Bester Freund! Der Ueberzieher, den Du mir freundlichst gegeben hast, ist mir aus meinem Wohnzimmer gestohlen worden. Ich hielt es als meine selbstverständliche Pflicht, Dir an dessen Stelle einen neuen zu kaufen. Inwiefern ich Dich freundlichst umarme, erkläre ich Dir hiermit.“

„Ladislaus wollte das Geschenk nicht annehmen. Ich hatte verzweifelte Mühe, ihn dazu zu bringen. Das kann ich doch dem Menschen nicht antun, daß ich ihm erst seinen Ueberzieher wenden lasse und ihn zum Schluss noch behalte! Endlich, nach langem Drängen, erklärte er sich einverstanden und stammte nur darüber, wie ausgezeichnet er ihm wäre.“

„Wir selbst sagte er es zwar nicht, aber ich vernahm es von anderer Seite, wie er sich darüber ausdrückte, daß es ihm um seinen Ueberzieher, das letzte Werk der Firma Kraustopf, ehe sie pleite ging, leid sei.“

Der Winter ging also vorüber und dann noch ein paar Jahreszeiten in der gewohnten Ordnung und Reihenfolge, wie es von einmal die Gewohnheit ist, ohne daß ein Grund dafür bestand diese Reihenfolge irgendwie zu ändern. Wir hatten schon längst diesen Vorfall vergessen. Ladislaus trug seinen blauen Ueberzieher und hatte nicht einmal eine Ahnung, daß sein gestohlener gelber so nahe bei dem blauen war.

Eines Tages im Frühling, der Schnee war schon geschmolzen aber die Schwalben waren noch nicht da, erschien mein Freund Ladislaus aufgeregt bei mir:

„Erinnerst du dich an meinen gelben Ueberzieher?“

„Ich erinnere mich sehr wohl an ihn!“

„Stell dir vor, ich habe ihn zurückbekommen!“

„Unmöglich!“

„Wahrhaftig, es ist so. Und dazu noch in einem sehr guten Zustande. Als ob er seit einer Zeit beständig im Raufen geblieben hätte.“

„Das wird ein anderer sein!“

„Ich erkenne ihn wohl wieder. Es ist genau derselbe.“

„Eine merkwürdige Sache. Wie ist das möglich?“

„Ich habe den blauen Ueberzieher, den ich von Dir geschenkt erhielt, meinem Schneider gegeben, damit er mir ihn werde...“

„Setz verfluche ich die Sache schon!“ rief ich aus.

„Was verfluchst du schon?“

„Nichts, nichts, aber erzähl' nur weiter!“

„Ich sende ihm also meinen blauen Ueberzieher, damit er mir ihn wenden soll und er schickt mir meinen gelben zurück. Ich renne sofort zu ihm, daß das nicht mein Rock sei. Der Schneider schwört bei allen Heiligen, daß es mein Ueberzieher ist. Da sage ich ihm, daß es wohl mein Ueberzieher wäre, aber der alte, der mir gestohlen worden ist... Der Schneider ist über diese Aeußerung schwer beleidigt, er zeigt mir die Innenseite, die blau ist... Die Polse ist eine Ehrenbeleidigung. Er droht mir mit einer Klage, ich solle ihn nicht für einen solchen Esel halten, daß er sich von mir das Verden eines Ueberziehers bezahlen lassen werde, um mir für diesen Preis einen neuen Ueberzieher zu geben. Ich stand wie perplex und verstand kein Wort von der ganzen Sache.“

„Nun, ich werde dir die Sache also erklären“, sprach ich.

„Jetzt also erzähle ich meinem Freunde den ganzen Sachverhalt. Er sah sich auf die Stirne und rief: „

„Nun begreife ich alles!“

„Wie alles?“

„Daß bei dem blauen Ueberzieher die obere Tasche auf der rechten Seite war und die innere Tasche auf der linken. Bei einem anständigen Rock pflegt das umgekehrt zu sein.“

„Seit jener Zeit liebe ich mir schon keine Ueberzieher mehr aus...“

(Aut. Uebersetzung aus dem Ungarischen.)

Bad Langensteinbach

Von Albert Haujenrein, München.

VIII.

Ungefähr seit der Mitte der vier Jahre des letzten Jahrhunderts läßt sich ein, wenn auch leichter, so aber doch unaufhaltsam fortschreitender Niedergang und Verfall des einst so beliebten Bades erkennen. Das tragische Schicksal, das über diesem Badebüll schwebte, ist einmal in den politischen Verhältnissen jener Tage, dann aber auch in der Verbesserung der Verkehrsmittel begründet, die es ermöglichten, auch die weiter entfernten Badeorte des Landes auf bequemere Weise wie bisher aufzusuchen. Namentlich war es Baden-Baden, das seinen schmerzlichen Einfluß und seine Anziehungskraft geltend zu machen begann und hierdurch Langensteinbach verdrängte. Trotzdem aber scheint noch ein Un-

glückselig ganz eigener Art über dem Gottes-Badensteinbach ge-
leuchtet zu haben, sonst wäre kein vollständiger Untergang und kein
durchgängig hartes Verschwinden von der Bildfläche kaum zu be-
greifen. Wahrscheinlich aber hätte das Bad, das dürfen wir getrost
behaupten, falls es weiterhin tauffähige Unterstüßung von Seiten
des Heiles und seiner getreuen Stammesgenossen gefunden hätte,
keinen Platz mindestens ebenso gut behauptet, als mandes über-
flüssige „Kurhaus“ im Schwarzwald oder sonstwo im schönen
Badnerland.

Nach ist das Ende des Bades erzählt. Nach bis 1834 hin
konnte man Angehörige der besseren Gesellschaftsreise von Karls-
rube, Pforzheim, Durlach und Ettlingen, ganz vereinzelt auch
solche aus entlegeneren Städten, beim Bummel unter den schattigen
Kastanienbäumen daselbst bemerken. Im Jahre 1840 aber
gab man den Wirtschaftsbetrieb als zu wenig einträglich auf, und
das Bad wurde eingestellt. Als simple Weihe anita I fristete
das stolze Anwesen noch einige Jahre hindurch sein kümmerliches
Dasein, bis sich endlich 1846 der letzte Eigentümer, ein Herr
Maier aus Pforzheim, aus Ueberzeugung entschloß, die ganze
schöne Badaanlage auf Abbruch zu verkaufen. Und man muß sagen:
gründlich ward dieser Abbruch vollzogen! So gründlich, daß heute
nicht einmal mehr ein Stein von der verkommenen Pracht zeugt!
Mit den gewonnenen Baumaterialien baute man in Langenstein-
bach neue Wohnhäuser. Das einstmalige Badegebäude indessen
ließ man in naturgetreuer Gestalt in Ettlingen als Weiderei wie-
dererrichten. Heute noch steht es als einklassiges Wohnhaus zwischen
der Spinnerrei und dem Gut Waisbaden auf der Bergseite, von
den Zeiten höflichen Glanzes und prunkvoller Feste träumend, die
es demalst einsehen. Die lange Fahrstrecke hindurch verbes-
serte Sellaquelle, die eigentliche Ursache der einstigen Pracht, ist
verschüttet und verunreinigt, und nicht einmal eine kleine Erhebung
im grünen Wiesengrund bezeichnet mehr die Stelle, wo einst die
Badeanlagen gestanden.

Abgesehen von dem wenig geschäftstüchtigen Kaufmann Maier
aus Pforzheim, von dem oben die Rede war und der den letzten
Anstoß gab zur Beilegung des Bades, der als letzter Besitzer des-
selben eine so ungemessene und unglückliche Hand bewies, hat, sind doch
andererseits einige seiner geschäftsgewandteren Vorgänger alle-
falls wert, daß ihre Namen der Vergessenheit entzogen werden.
Nach Leichlin, dem Verfasser der „Gottesauer Chronik“, war
das Bad im Jahre 1728 an einen gewissen Korn verpachtet, der
indessen den Titel „Badoverwalter“ führte und das Bad durch
Anstand und Fleiß emporbrachte. Zur Zeit des besten Geschäfts-
ganges zog Jakob Schöppler aus Frankfurt a. M. als Bad- und
Wirtschaftspächter auf, dessen Frau dank ihrer ausgezeichneten haus-
fraulichen Eigenschaften und ihrer wunderbaren Küchenkünste
den Hauptanteil des Erfolges während dieser Glanzperiode des
Bades für sich veruchen kann. Ein maderer ferndeutscher Mann
war im Jahre 1796 der damalige Badoverwalter Kägel. Als
nämlich zu jener Zeit die Franzosen von Murgthal her in die
Langensteinbacher Gegend einbrachen und vom Bad der Sont
Barbarakapelle, ohne zu fragen, die schweren Kleinodien herunter-
brachen, um Kugeln daraus zu gießen, fuhr Kägel dem Räuber-
gesindel nach, holte die Banditen ein und amana sie zur reichlichen
Verausgabe des gestohlenen Gutes.

Am Ende unjeter Darstellung angelangt, verlohnt es sich auch
noch, ein wenig über das Badepublikum zu sagen, das
sich seit dem Ende des 17. Jahrhunderts allhier einfinden pflegte,
um Bänderung seiner Leiden und Gebrechen dazwischen zu suchen.
Waren es anfänglich meist Handlente und einfache Bürger aus der
näheren und ferneren Umgegend, so ward das mit einem Schlag
anders, als zu Karl Friedrichs Zeiten der markgräfliche und spätere
hin der kurfürstliche, bzw. großherzogliche Hof einen guten Teil
seiner Sommerfrische in dem rubigen, stillen Meisenthalen zu-
brachte. Es ist daher erklärlich, daß sich nunmehr auch die Wohl-
habenderen hier an den Ufern des Borchs ein Stelldichin
gaben. Und als gar die Entfemmen des Landes, nämlich die
Kaiserin von Rußland, die Königinnen von Schweden und Bayern
und die Herzogin von Braunschweig, sich auf dem Ralen vor dem
Badegebäude inmitten der übrigen vornehmen Badegäste mit Ball-
spiel und Blindelub veranigten, da stand Langensteinbach als
Lieblingsaufenthaltsort Karl Friedrichs und als bevorzugtes Rück-
bad mit in der ersten Reihe der damals beliebten Badeorte. Wäh-
rend der napoleonischen Kriege geliehen sich zu diesen Stammgästen
des Bades auch noch französische Offiziere mit ihren Familien,
denen es ebenfalls an diesem heimeligen Plätzchen so gut gefiel,
daß viele von ihnen sogar hier begraben sein wollten. Amo fand
ter traf daher den Ort Langensteinbach die Tatsache, daß das Bad
allmählich rettungslos dem Untergang entgegenging. Als weitere
Folge ergab sich dann ferner, daß die Gemeinde an sich wieder zum
bedeutungslosen Landort herabfiel.

Zwar hängt noch im „Grünen Baum“ eine Abbildung des einstigen
Füchsenbades, das mit seinem dreiflügeligen Wirtschaft-
gebäude, seiner geböckten Galerie, die zu dem mit Badeseilen ver-
sehenen Fingebau führte, und seiner fastlichen Kastanienallee
einen wirklich achtunggebietenden und außerordentlich vornehmen
Eindruck auf den Besucher macht — ein gleiches Bild hat Verfasser
übrigens auch in der Antikstube des derzeitigen Bürgermeisters von
Langensteinbach, des Herrn Schöppler, auf dessen Anregung hin
er der Geschichte des Dorfes und Bades Langensteinbach seine Auf-
merksamkeit widmete —, aber die schönen Zeiten scheinen eben
leider unwiederbringlich vorüber zu sein da man noch das gute,
alte Goethe-Wort zu beherzigen verstand: „Wirst du immer wei-
ter schweifen? Gleich, das Gute liegt so nah...“

Es müßte denn sein, daß es den zielbewußten und energischen
Bestrebungen von gewisser Seite, die genehmigt am Werk sind,
schließlich und endlich doch noch gelinzt, die alte heilige Dori-

keit mit ihrem Bad aus ihrem Dornröschenschlaf wiederzu-
wecken zu lassen, der aber „ein wenig neben draus“ lag, dem
Wetterteufel etwas unangenehm zu machen. Die Erreichung dieses
Ziels aber würde Langensteinbach wiederum zu einem wirklichen
Erholungsort für reich und arm machen. Ob das Bad allerdings
in dieser Weise wieder zu neuem Leben gebracht werden kann, ist
fraglich. Es teilt nämlich das Schicksal eines anderen kleinen
Badebades in unserem Heimatland, des „Wunderbrunnens“ von
Zaisenhausen im Amte Bretten. Drei Menschenalter genos
der „Trind-Saal“ daselbst hohes Ansehen. Anfang des 19. Jahr-
hunderts jedoch, genau wie das Bad Langensteinbach, kam es in
Abgang, die Gebäude wurden vom badihen Staat veräußert und
die Allen Niebergelassen. Heute erinnert nur noch der Name
„Bademädchen“ an einen „Guldrerbrunn“ und die einstige kleine
Heiligtümer. Von einem Wiedererlebenlassen auch dieses Bades
kann keine Rede sein.

Den Ort Langensteinbach aber mehr als bisher an das Welt-
verkehrsnetz anzuschließen, um ihn wieder in die Höhe zu bringen,
das wird eine Aufgabe sein, deren Lösung, wie wir zuversichtlich
hoffen wollen, den beteiligten Kreisen in nicht mehr allzu ferner
Zeit gelingen möge!

Die Ueberflinnliche von Gottlieben

Von Karl Birner, Konstanz.

Dem K. K. Hofrat Ferdinand Prillinger in Wien wurde im
Jahre 1799 nach einer Reihe von Jahren ein Mädchen geboren. Er
betrachtete das kleine Mädchen wie ein Wunder. Dabei dachte er an
alles Mögliche, nur nicht daran, daß er mit dem Mädchen, das Maria
Kloster genannt wurde, selber kein blaues Wunder erleben werde.
So lange das Kind aus Wien nicht hinaus kam, war alles in
Ordnung, selbst an das gelegentliche heftige Schreien des Mädchels
hatte sich der gemessene Hofrat gewöhnt. Als das Kind etwa vier
Jahre alt war, nahmen die Eltern es mal mit nach Baden bei
Wien, wo sie Einkäufe in einer Gartenwirtschaft hielten. Hier be-
schwerte sich nun die kleine Maria, daß alles nicht rieche; deswegen
kehrte sie selbst ihre Leibstühle, einen Eier-Schmarrn ab und suchte
auch die Wiesen aus, die man ihr zwangswelie in den Mund brachte.
„Es stinkt!“ schrie sie und ab und trant unter keinen Umständen
etwas. Schläge sollten sie dann von dem üblen Geruch abbringen,
aber ohne Erfolg: „Es stinkt! Ich ich nicht!“ Dabei blieb es. Nach
Wien zurückgekehrt, hatte die kleine Maria wirklich Hunger. Die
Eltern aber verweherten ihr nun zur Strafe des Ungehorsams jeden
Bissen. So mußte das kleine Mädchen hungern und Weil.

Später wiederholten sich in der Umgegend von Wien noch öfter
solche Vorkommnisse, so daß die Eltern die Kleine immer mit einer
gewissen Fellemmung, was es heute wieder abgeben werde, mit-
nahmen. Und tatsächlich kam es noch oft zu solchen Gefühlserschüt-
ten, wendeten Maria jede Speise und Trank mit Gleichgültigkeit über
sich, wenn sie sagte, der Schmarrn schmecke nach faulen Eiern, während
sie bei einer früheren Gelegenheit gesagt hatte, er schmecke nach
Koff oder Eien. Das war doch Eigenfinn und der mußte betrieben
werden mit Schlägen, Trotzdem aber beharrte Maria immer auf
ihrer Meinung.

In späteren Jahren wurde es nicht besser. Von Schlägen sah
man nun ab, aber mehr wie einmal mußte Maria hören, sie sei ein
überempfindliches verrohes Ding, besonders wenn sie nun zum
üblen Geschmack auch noch über Judungen im Halse oder in der
Muskeln klatete. Mit den Jahren wurde die Ueberempfindlichkeit
des Mädchens noch schlimmer, denn zu allen „Antugenden“ stellten
sich nun noch ein: Schwindel, Predres, Bangigkeit, Kälte-
und Hitzeanfalle. Auch diese Zustände hatte man nicht verstanden. End-
lich, als abermals einige Jahre vergangen waren, kam man hinter
das Geheimnis dieses Mädchenkörpers: sie war eine typische hoch-
empfindliche Kabbodantia, deren Körper ohne Mühsel-
rute mit letzterem Präzis auf alle unterirdischen Mineral-
und gewöhnlichen Quellen, und auf jedes Erz- und Mineralvorkommen
gereagte und zwar so stark, daß sie im Grunde den Geschmack der
in der Erde verborgenen Geheimnisse empfand; handelte es sich aber
um einen starken unterirdischen Wasserlauf, so hörte sie sogar das
Wasser rauschen.

Der Wiener Hauptmann im Genietorps Josef v. Bohnow, der
auch Ingeieur und Geologe war, stellte Versuche mit der inwänschen
zur Jungfrau herangezogenen Maria Prillinger an, die alle über-
raschend genau ausfielen. Durch diesen Hauptmann lernte Maria
den österreichischen Dragonerleutnant Spenner kennen, der ein
Sohn des Schlossherrn Johann Spenner in Gottlieben an
Untersee nahe bei Konstanz war. Nach einer kleinen Liebesgeschichte,
die Maria auch nach Gottlieben brachte, heirateten die jungen Leute
in Wien und wohnten dort einige Jahre. Vor der Heirat hatte
sich Vater Spenner in seine zukünftige Schwiegertochter fast
ernstlich verliebt, und zwar besonders ihrer Augen wegen.

Während ihres Verlobungszeitraumes in Gottlieben leistete sie
manchen guten Dienst in der Gegend, indem sie bestimmt sagte, wo
Quellen angechnitten werden können. Bei einer Reise in der
Schweiz, begleitet von ihrem Schwiegervater und einem Arzt Dr.
Ebel, erwies sie sich auch unter ärztlicher Aufsicht als sichere Fühlerin
und Seherin... Bei Sargans, am Fuße des Gonsen, hatte sie einen
starken Geschmack nach Eisen, das sie sagte, hier müsse viel Erz im
Boden sein. Es stimmte genau. — In der Taminalschicht bei Pfäfers,
empfand sie einen faden Geschmack im Munde, hatte aber auch
heftige Muskelzuckungen. Ausgelöst wurden die Empfindungen durch
die Thermoquelle, die radioaktiv ist; die letztere Eisenhaltigkeit
kannte man damals noch nicht, die Muskeln der Kabbodantia
aber reagierten darauf. — Bei dem Gebirgsstod am Calanda hatte
Maria einen Geschmack, der ihr selber fremd war. Es war das die

Wasserversäuerung des mehligen Grottes, das dort vorhanden war und
heute noch ist. — Die Schwefelquellen bei Genes verurteilten ihr
einen Geschmack nach lauten Eiern. — In Mauthausen a. B. ver-
urteilte sie abermals einen geringen Geschmack nach Gold, der ihr
nun von Calandra der bekannt war; er kam daher, weil dort der
Rheinland gerinere Goldfittergen enthält. — Einige Kilometer
vom Wallensee entfernt, empfand sie nicht nur einen klaren Wasser-
geschmack, sondern sie hörte auch einen Wasserlauf. Es war der
Fluß, der unterirdisch in den Wallensee mündet. Von diesem nimmt
man an, daß es der uralte Rheinlauf sei. — Bei Elg a. wüste
Maria die Mächtigkeit der Kohlenflöze genau anzugeben, ebenso bei
andern Kohlenfeldern. — Es sei bemerkt, daß Maria alle diese Dinge
vorher nicht kannte, ebenso nicht die Bodenbeschaffenheit.

In den folgenden Jahren mußte der Leutnant Spenner an
den Kriegen teilnehmen; nach der Schlacht bei Wpern wurde er
zum Lohn für besondere Tapferkeit zum Rittmeister befördert. Der
Zug nach Rußland und die Kriegsjahre 1813/14 folgten, dann der
Einzug in Paris. In Paris erbat Spenner seinen Weibchen, um
Schloß Gottlieben übernehmen zu können. Nun zog das junge Paar
von Wien nach Gottlieben, wo sie als „die Wiener Herrschaft“ sehr
wohl gelitten und geacht waren.

Der Schriftsteller Heinrich Schöffe in Grazau, der die
Spenners kannte, machte in Gottlieben eine mehrwöchentliche
Besuch zu dem er einige große Risten mit Mineralien mitbrachte,
weil die Schloßherrin mit einigen Experimenten einverstanden
war. Schöffe verarbeitete an verschiedenen Stellen je einen großen
Brocken Mineral, machte die Grabstellen durch Kiesaufwurf, Gras-
muchs um, unächter und etwa noch einiger Zeit mit seiner Gattin-
gebin über diese Stellen passierten — und jedesmal, wenn sie
in die Nähe einer solchen Grabstelle kam, hatte sie empfindende Em-
pfindungen: Eisenerz verursachte Eisengeschmack, Salz herben Sals-
geschmack, Dolomitpat erzeugte Bittergeschmack usw. Einmal legte
Schöffe der Schloßherrin einen Brocken Gyps unter die Füße, was
Stechen in den Beinen und Pfeffergeschmack im Munde hervor-
brachte. Gyps und Salz wirkte überhaupt am stärksten auf den über-
empfindlichen Körper. Verübte sie alle diese Mineralien abet mit
der Hand, so übten sie gar keine Wirkung auf sie aus.

Als die Bohrer-Ausbeute im Kanton Schaffhausen und in den
angrenzenden badihen Gebieten zu Erde ging und alle Grab-
versuche keine neuen Felder ergaben, war auf Erlauchen die Schloß-
herrin sofort bereit, sich in den Dienst des Schuchens zu stellen. Das
geschah. Bald stellte sie an gewissen Stellen das Vorhandensein von
noch unbefangenen Lagern fest, die noch eine Ausbeute von über
zwei Jahrzehnten erbrachte. Seit 1850 ist das Bohrer dort end-
süßlich erschöpft.

Das eigenartige dieses weiblichen Körpers war, daß sein Gefühl
nach dem Empfinden und sein Fühlen aus dem Innern der Erde
heraus (bis zum Gehirn und damit auf alle ihre Sinne), nur durch
die Pole der Erde sich auswirkte, nicht aber bei der Berührung der
Erde mit den Händen. Gleich starke Eigenschaften dieser Art sind
bisher nur noch bei einem Stätener festgestellt worden.

Am 10. März 1849 starb Maria Spenner, geborene Pril-
linger aus Wien, in Gottlieben und wurde dort bestatet. Es gibt
in der dortigen Gegend noch Leute, die sich der Geschichte, wie sie
einst der Vater oder die Mutter als Zeitgenossen der Kabbodan-
tia erzählt haben, noch klar erinnern.

Welt und Wissen

Die Zeitungen der Welt. Die Zahl der Zeitungen hat in den
letzten Jahren in allen Ländern und Erdteilen einen fast märchen-
haften Aufstiege genommen. In Deutschland sind erschienen im
Jahre 1926 an Tageszeitungen 3812, an Wochenchriften 4308, in
Belgien zählte man 1100 periodische Druckschriften, in Dänemark
gab es neben 750 Wochen- und Monatszeitschriften 350 jährlich er-
scheinende Zeitungen mit einer Auflage von 1100 000 Exemplaren,
johab auf je drei Einwohner Dänemarks jährlich ein Zeitungserem-
plare entfiel. In den Vereinigten Staaten zählte man an Tages-
zeitungen 2400 und an Wochenzeitschriften 14 800. Die Auflage der
Tageszeitungen liegt von 23 700 000 im Jahre 1914 auf 35 700 000
im Jahre 1923. Frankreich läßt eine ähnliche Entwicklung fest-
stellen. In Paris allein erscheinen täglich mehr als 100 Tages-
zeitungen, von denen mehrere eine Auflage von mehr als 500 000
Exemplaren haben. In England zählt man 2400 Tageszeitungen,
von denen eine die Tagesauflage von einer Million Exemplare
übersteigt. In der Schweiz erscheinen etwa 2 000 Zeitungen und
Reuen, johab auf 2000 Einwohner eine periodische Druckschrift
kommt. Gleich gigantische Zahlen hat die Entwicklung des An-
seinsgeschäfts aufzuweisen.

Meisterpringer im Tierreich. Unter den Säugetieren gibt es
solche, die als Welt- wie auch als Hochspringer ganz Vortüchtliche
sind. Zu diesen Rekordspringern gehören a. B. die in Südwest-
afrika einheimischen, zu den Antilopen gebörenden Spring-
böcke, die bei der Flucht Sprünge von 3 bis 8 Meter machen, so-
wie die Antilope, an der Wismann, als sie auf schnellster Flucht
dahinjagte, Sprünge von 10 Meter Länge beobachtete. Bei den
Springböden herrscht zudem der Brauch, daß oft die ganzen Herden
gleichzeitig die fast zwei Meter hohen Einzäunungen der Stra-
ßenformen überwinden, was ein sehr eigenartiger Anblick sein soll.
Springböcke bis zu 6 Meter Länge hat man auch beim Fama, dem
amerikanischen Silberlöwen, beobachtet, während Saguar und Pan-
ther 8 Meter weit springen, und große Löwen es sogar bis auf 10
Meter weite Sprünge bringen. Der beste Sprünge unter den
Säugetieren dürfte aber das Känguru sein, dessen Sprünge
eine Länge bis zu 11 Meter umfassen können, eine Leistungsfähig-
keit, die das Känguru auch als Sieger aus einem vor einiger Zeit